

*Leseprobe aus **Die Welt unter meinen Zehen,**  
**Geschichten aus 100 Jahren,**  
erschienen im Drava Verlag, Klagenfurt, 2019*

## DIE KAFFEESIEDERIN

„Weißt Leo, ich misstraue allen Menschen. Grundsätzlich. Weil: Ein vertrauensvoller Mensch wird enttäuscht, das ist bitter – aber ein misstrauischer Mensch kann nur angenehm überrascht werden. Das hat mich mein Dasein früh gelehrt.“

Die Lebensregel meiner Urgroßmutter ist wie ein Christbaum. Es gibt einen Stammgedanken, von dem alle anderen Vorstellungen rundherum abzweigen, und an ihnen hängen die leuchtenden Kugeln der Geschichten, die ihren Lehrsatz mit Glanz umgeben.

„Deinem Urgroßvater habe ich vertraut, und lange hat es so ausgeschaut, als würde es sich rentieren. Aber am Schluss hat er mich verraten. Oh ja. Er hat mein Herz gewonnen, weil er so schlau war und fix bei der Hand und umsichtig. Die Köchin und ich haben das gleich erkannt, wie er, fast noch ein Kind, zu uns gekommen ist, an die Hintertür des Gasthauses zur Freudenau. Im Jahr 1907. Er hat uns den Mist fortgetragen, und wir haben ihm alte Semmeln zugesteckt ... und was vom Gulaschsaft übriggeblieben war in eine Schüssel gegossen. Er hat damals am Nordbahnhof in abgestellten Waggons geschlafen. Da haben viele gewohnt, die Eisenbahner bestochen, die dort die Wagen rangiert haben. Bei Tag ist der Franz herumgestanden, an Straßenecken ... und dann irgendwann zwischen den Rennpferden, in den Ställen der Freudenau – ein schwächtiger Bub halt, den keiner ernst genommen hat (da war er schon 15 Jahre alt). Hat die Pferdenüstern

gestreichelt, hat sich lieb Kind gemacht bei den Viechern, sich eingeweimerlt bei den Jockeys, bis er eines Tages hat mithelfen dürfen beim Ausmisten. Von da an beginnt eine steile Wiener Karriere. Denn, wer weiß, wie ein Pferd schießt, der weiß auch, wann es ein Rennen gewinnen kann. An die Schulter des Tieres gelehnt horcht er auf das Rumpeln im Bauch, auf die Witze der Jockeys in den Boxen nebenan, auf die Reden der Rennstallchefs und Pferdebesitzer, wenn die auf Besuch sind – düstere Herren, die viele kennen und alles wissen. Und die Jockeys sind nicht nur leichte, sondern auch leichtfertige Buben, ihre Temperamente so bunt wie ihre Seidenhemden und launisch wie das Wetter. Der Franz hat sich alles gemerkt. Dann ist er zu mir gekommen, wenn ich fertig mit dem Servieren war, hat sich mit mir in die Küche gesetzt, und die von der Köchin bereitgestellte letzte Portion Beuschel oder Gulasch gegessen, und er hat erzählt: von den Gemütsschwankungen der Pferde, den Liebschaften der Jockeys und den Gewinnsüchten der Spekulanten, denen die Pferde gehörten. Und ich hab flüsternd die Tipps zu den Rennen an meine Stammgäste weitergegeben, am nächsten Tag. Am Anfang hat der Franz einen Festpreis für seine Vorhersagen gehabt, und dann, wie das Werkl grennt ist wie geschmiert, hat er die Beteiligung am Wettgewinn für uns verlangt. Ich hätte gern ein Pferd gekauft, aber das hat er uns versagt ... ich hätte mittlerweile genug Geld gehabt mit meinem Wettanteil und den Trinkgeldern im besten Rayon, der der meine war, weil ich schnell und genau aufgenommen und serviert, abgeräumt und abgerechnet und alles überblickt hab. Ich zuverlässig, aufmerksam und geschickt.“

Dabei schaut die Urgroßmutter in das schattendurchwirkte Gartenreich hinaus, und ich greife nach einem Törtchen mit rotem Marmeladelack.

„Wir halten uns da heraus, hat der Franz gesagt, sonst glaubt uns keiner, dass wir die Wettengel sind, neutral und überirdisch. Mir aber haben die Finger gezuckt ... so einen Rennstall aufbauen ... Das is nix für Frauen, hat der Franz gemeint - und, kaum dass er großjährig war, im dreizehner Jahr, hat er das Rennpferd Putzi gekauft. Das wollte er für sich allein haben: die Aufregung, das Herumtun mit dem Pferd und die geheimnisvollen Flüstereien vor dem Rennen. Und die Putzi hat die Ohren gespitzt zum schnellen Start und ist sofort auf Sieg gelaufen, diese Außenseiterin, diese hässliche Mähre mit ihrer hageren Brust und ihren dünnen Beinen. Kein Mensch hat an sie geglaubt, alle haben sie gelacht, und die putzige Putzi hat die Ohren angelegt und ist unter ihrem Jockey nur so dahingeflogen. Hat den Großen Preis der Freudenau gewonnen, hat die vierundzwanzigfache Quote für die Wetten gebracht. Der Franz hat sein und mein Geld über ein paar Freunde gut platziert gehabt. Wenige Tage später, zum Staunen Aller, hat er die Putzi verkauft. Mit enormem Gewinn ... und mir einen Heiratsantrag gemacht: Wir kaufen uns zusammen ein Kaffeehaus, hat er gesagt, wir zwei machen das Rennen. Bin ich die Putzi? hab ich geantwortet, dass du mich streichelst und danach verkaufst? Er hat nur gelacht, und wir haben geheiratet und zusammen das Café Jörger in Hernals erstanden - mit mir als der alleinigen Eigentümerin im Grundbuch. Du bist die beste Serviererin weit und breit, wirst bei mir auch dem Leben aufwarten, hat er gesagt. Durch seine harte Jugend war er gescheit geworden ... und ist trotzdem sofort 1914 in den Krieg gezogen wie alle anderen jungen Männer, aber das war mir gleich, denn ich war die Chefin im Haus mit einem guten Testament im

Ladl. Er ist zurückgekommen, der Franz, und ich hab das Sagen redlich mit ihm geteilt, ich am Tag und er bei der Nacht im Kaffeehaus.

Und dann hat er mich bitter enttäuscht, nicht, weil er in der Zwischenkriegszeit immer mehr Gelichter um sich versammelt hat, um Mitternacht, von der Rennbahn her, und unser Kaffeehaus zu einem Klub gemacht hat voller Leute mit lockeren Reden im Sinn und Champagnergläsern in der Hand ... das war mir gleich, weil, um die Zeit waren meine Stammgäste schon zu Haus und ich längst im Bett. Das hab ich ihm alles verziehen. Auch die Weiber, die sich mit ihm in Zirkeln getroffen haben. Nicht wissen will ich, was sie getrieben haben, und wie sie dabei ausstaffiert waren, so leicht und lässig ... alles vergeben und vergessen ... nie verziehen habe ich ihm seinen lächerlichen Tod.“

Meine Urgroßmutter im Ohrenfauteuil in der Veranda ... schaut hinaus in Blätterflirren, Nadelgewirr, Sonnenlichtflecken ... und ich sehe mich auf dem Hocker im Schattenspiel der Zweige, im Jahr 1961 - ein zehnjähriger Prinz, dem seine Ahnin ihr Lebens-Szepter übergeben will - ihre Erinnerungsbilder, ihre Lebensweisheiten und ihr Vermögen. Deshalb erzählt mir die Urgroßmutter ihre Geschichte. Und zwischen uns, auf einem Tischchen, die kleinen Leckerbissen der Köchin Elisabeth. Obwohl sie fast so alt ist wie die Urgroßmutter, bäckt die Elisabeth mit steifen Fingern zitternde Cremetörtchen und setzt uns mit Früchten gefüllte Strudel und kleinste Golatschen mit Klecksen von eiblonde, honigsüßem Topfen vor. Das Petit Four unterhält mich. Es hält mich fest auf meinem Hocker, versüßt mir die Lehren meiner Urgroßmutter Anna Obersberger, Kaffeehausbesitzerin, deren Alleinerbe ich bin. Und deshalb werde ich zuhören, jeden Sonntag, einen Sommer lang, der alten Frau im großen Fauteuil, samtgrün ... Samtgrün war auch die Polsterung in den noblen

Nischen in ihrem Wiener Kaffeehaus. Grüner Samt mit feinen weißen Streifen, von dunklem, matt leuchtendem Holz gehalten ... Ein Herrschaftscafé nennt sie ihr Café Jörger, mit einem Angebot von sieben ausländischen Zeitungen.

Lange muss ich warten, bis sie die Geschichte vom Tod des Urgroßvaters Franz weitererzählt, erst einen Sonntag später - während ich mich über die neue Gabe der Elisabeth beuge, Linzer Törtchen, die mich mit angstvollen Augen aus Quittenmarmelade anstarren, so dass ich sie vertilgen werde, alle.

„Die Putzi, so teuer verkauft, hat nie wieder ein Rennen gewonnen, und er hat nie wieder so einen Coup gelandet. Alles ein großes Spiel, hat er gesagt: Die Pferde sind launisch, die Weiber wetterwendig, und das Glück ist sowieso nicht einzufangen. Und so steht er im Stall und horcht auf ein Pferd und lässt so ein Biest, eine Bremsen, eine große Pferdefliege, sich auf seine Wange setzen ... und plötzlich schlägt er zu, klatscht sie aus Zerstreutheit tot, da lässt die vor Schreck alles aus, was sie an Gift und Dreck in sich hat, genau dort, wo er sich eh, übernächtigt, beim Rasieren geschnitten hat. Und er kommt ins Kaffeehaus, früher als sonst und allein und kratzt sich an der Wange, und kratzt und kratzt, da hat mich was gestochen, und dann sitzt er im Extrazimmer mit geschwellenem Gesicht, und es schüttelte ihn - es schüttelt den ganzen Mann mitsamt seinen blauen Lippen, vierzig Grad Fieber, ein Stammgast bringt ihn ins Spital, Blutvergiftung, Bluttransfusion, eine Rosskur für den Pferdenarren - und am Nachmittag darauf war er tot. Und ich allein mit dem ganzen Geschäft. Entgegen unserer Abmachung. Ich verzeih ihm das nie, dass er dem Tod nicht hat ausweichen können.

Nur das Kaffeehaus hat mich nicht enttäuscht. All die Zeiten über, trotz Wirtschaftskrise und Kriegswirtschaft, Hungersnot und Nachkriegsmangel hatten wir immer offen und immer ein herrschaftliches Publikum: Zum Frühstück Ärzte vom Kinderspital, die sich von der Nacht erholten, zu Mittag Gerichtsräte, die kurz herüber gekommen sind, bevor sie wieder verurteilen gegangen sind, am Nachmittag und am Abend Geschäftsleute aus der Gegend, die ein bisserl nachdenken wollten mitten im Tages geschehen ... und in besseren Zeiten auch deren Frauen - im Pelz und mit Goldringen an den Händen. Das Wiener Kaffeehaus ist eine besondere Einrichtung: Die dezente Plaudermusik inspiriert, das leise Lachen nebenan macht einen zutraulich zu den eigenen Gedanken, das flüsternde Knistern der Zeitungen bringt einen Welthorizont vor das Bewusstsein - da sitzt einer in diesem Fadenkreuz der Stimmen und Stimmungen - und schon ist eine Idee im Anflug. So muss es dem Herzl gegangen sein und dem Nordau, die mit der Vorstellung vom Judenstaat viel Bewegung in die jüdischen Angelegenheiten gebracht haben - und vielleicht auch in die orientalischen ... Wegen der geistigen Wirkungen ist bekanntlich auch der Trotzki im Café Zentral gesessen, und der Stalin, wie er 1913 in Wien war, ist sicher dem Kaffeehaus nicht ausgewichen - die zwei haben von verschiedenen Enden her Böses gesponnen - zumindest für uns anständige Besitzer. Vielleicht hat auch der Hitler seine finale Inspiration im Wiener Kaffeehaus gehabt, wenn er sich in seinen Wiener Jahren gerade einmal einen Kaffee hat leisten können, und der Hitler ist in der Flut des Bösen untergegangen - also kann man sagen, das Kaffeehaus ist ein Nest der Gescheiten, der Welt-Durchdringenden, der Menschen-Erfassenden - und das Wiener Kaffeehaus ist auf jeden Fall eine Brutstätte des Bösen.“

Jetzt hat sie diesen Gib-acht-Bub-Blick auf mich gerichtet: „Bei uns ist natürlich nur Schach gespielt und viel geredet worden. Allerdings glaub ich, dass Geschichte oft von einem Wiener Kaffeehaus ausgegangen ist, um dann als Geschichten wieder zu uns hereinzukommen. Wenn ich meinen Gästen beim Reden zuhöre, stelle ich mir vor, die Kaffeehauslogen wären Schicksalsinseln – und es ereigneten sich so viele Anekdoten auf diesem Insel-Archipel – bis die alle erzählt sind, ist die erste Sekunde der Ewigkeit um. Und überhaupt ist das Kaffeehaus eine Bildungsstätte, weil auch politisch gestritten wird, das ist gut für die Gesichtshaut – eine lebhaft Mimik fördert die Durchblutung, und je mehr du den Mund vor Staunen aufreißt und von einer Seite zur andern ziehst vor Entrüstung, umso glatter bleiben deine Gesichtszüge. In meinem Kaffeehaus waren viele schöne Menschen und auch gescheite Leute darunter. Der Kren Franzi zum Beispiel: Der hat alles gewusst. Jede neue Erkenntnis hat er aufgesogen und freimütig sein Wissen unter die Zuhörer verteilt. Er war unser Universitätsinstitut. Doch seine Gelehrsamkeit hat durchgedreht, wie eine leerlaufende Maschine. Er hat sich niemals dazu aufrufen können, eine Prüfung abzulegen (offiziell hat er Chemie studiert). Und deshalb ist aus ihm auch nichts geworden, er ist aus dem Mutterleib Kaffeehaus nicht herausgewachsen wie ein Trotzki und ein Herzl. Er ist immer unter uns geblieben und hat seinen Schmach rennen lassen, und wir haben ihm zugehört. Er war wie die Leute, die sich zu nichts entscheiden können ... Wie unser Herr Kunstmaler. Der hat uns erzählt, dass er in großen Einmachgläsern seine Tschik – das heißt seine Zigarettenstummel – aufhebt, weil sie eine Art Zeitmesser für ihn sind. Seine ausgepressten Orangenhälften stapelt er so, dass sie zu Pagoden vertrocknen. Sie sind sein Gesundheitstagebuch. Und

Bücher und Zeitschriften schichtet er auf, als Nachweis seines Nachdenkens, und Gegenstände, die auf der Straße oder im Hof liegen, hebt er auf als lebendige Kunst des Zufalls. Er hat nur noch einen schmalen Gang frei vom Herd zum Bett und vom Bett zur Tür, klagt er. Überall hat ihn das Leben mit Stapeln zugewuchert bis zur Decke, aber er kann sich von nichts trennen und zu nichts entschließen, außer, dass er jeden Tag um drei Uhr ins Kaffeehaus kommt. Luftig und frei ist hier sein Platz, meint er, und sein Kopf so aufgeräumt. Oder der Kunsthändler, der genau gewusst hat, was er sammelt - und es verkaufen ja viele Leute Erobertes und Erstandenes, weil sie nichts anzufangen wissen mit dem Leben; sie geben es auf den Märkten her oder an den Türen, wenn sie aus Langeweile aufmachen und mit sich reden lassen, dass sie abstoßen sollen, was sie längst abstoßend finden, dank der Lebensentwicklung. Da ist immer etwas dabei, das der Händler aufkauft, für zehn oder für hundert und dann weiterverkauft für tausend oder für hunderttausend, für das Hundertfache halt, das ist nur fair, erklärte der Gast, weil, er muss ja hundertmal suchen, bis er einmal findet. Aber der Steuer erzählt er nichts davon, diese Transaktionen sind seine persönlichen. Deshalb blieb unser Kunsthändler anonym und irgendwie ständig auf der Flucht; in seinem großen Auto voller Schätze war er mit wechselnden Namen unterwegs ... Nur zu uns ist er immer wieder zurückgekommen, trank seinen Kaffee in seiner Nische, nannte sich Herr Dondo und war bei uns zu Haus. Und dann der Schlaflose, er schrieb lange Briefe in der Nacht, über alles und jedes in endlosen Wendelungen - und wenn sich die Adressaten beschwerten, dass seine Briefe zu lang, zu umständlich wären, dann entschuldigt er sich und begründete das mit noch weiteren Wendeln über noch mehr Seiten. Aber tags saß er bei uns. Müd und still. Und wartet



geduldig bei seinem Kaffee auf die Schlaflosigkeit der Nacht ...“

Sie schickt mich fort zu Elisabeth, dass die mich in der Küche mit Milch und Honig für die Nacht beruhige ... Eine Woche darauf setzt sie ihren testamentarisch-erzieherischen Bericht fort, und dazu schicken mürbe Apfelküchlein ihren Zimt-und-Vanille-Hauch in die Luft. „Ja meine Stammgäste, meine Kinder ... Aber die Glanzleistung auf der Kaffeehausbühne war mein Personal! Das lieferte Unterhaltung pur – wie eine Kabarett-Partie: Allen voran der Alex, der Prinzipal; sein Körper breit und groß, zwischen Tischzeile und Fensternische – der Marqueur, der über alles wacht, eine unsichtbare Verbindung zwischen meinem Kassapodest und den Gästen hält – und am Ende abrechnet; im Gegensatz zu seiner gewaltigen Erscheinung in Schwarz stand seine Fistelstimme, silbrig zart (denn für mehr haben ihm seine Lungen keine Luft gelassen). Er hat sie sparsam eingesetzt, seine Engelsstimme, seine Erscheinung und sein Nicken reichten für sein Regiment. Umso mehr redeten die beiden Ober, Alfred, der Dünne und Heinz, der Junge. Waren immer mit Wortspielen bei der Hand und mit klugen politischen Bemerkungen oder mit übertriebenen Ehrenbezeugungen. Küsst die Hand, gnä Frau! Danke sehr! Es war ein Ballett, das sie vollführten, mit halben Drehungen, schnellen Bücklingen, aus denen der Körper sich voller Stolz hochreckte. Sie haben sich in devoter Gestik nichts gefallen lassen. Der Alfred, als ihm eine Frau Landesgerichtsrätin (eine dumme Kuh, die kaum hat lesen können – aber fünf Ringe hat sie an den Fingern gehabt und einen Busen und Rundungen an den Hüften, dass man gemeint hätt, sie wäre eine sehr süße Last auf dem Herrn Landesgerichtsrat), als ihm also dieses Weib zum dritten Mal den Kaffee zurückschickt: Herr Ober, erst zu viel Milch

im Kaffee, dann ein Fleck an der Schale, und jetzt ist mir der Kaffee zu kalt, was ist denn heute los mit Ihnen! Da hat er sich mit dem vierten großen Braunen in der ausgestreckten Hand selber das Haxel gestellt und sich auf ihren vielversprechenden Schoß fallen lassen, mitsamt dem sehr heißen Kaffee auf ihren samteneen Rock – ist wieder hochgeschneelt mit einem burgtheaterreifen Ausdruck der Verzweiflung und heftigem Wedeln mit dem Hangerl (seiner Serviette). Zur Köchin Grete soll er gesagt haben, dieser Lustsprung ist ihm das Geld für die Putzerei wert gewesen. Denn die Reinigungskosten hat er aus seinen Trinkgeldern bezahlt. Das Kleid hat die Rätin trotzdem nicht mehr getragen, zumindest zu uns nie mehr ausgeführt. Die Szene wurde mir von einem Aufräummädel hinterbracht, aber vor meinem Personal habe ich sie übersehen. Weil, da war ein großer Zusammenhalt unter meinen Leuten – wie in der österreichischen Fußballmannschaft – der Wunderelf – haben sie sich die Pässe zugespielt. Der Alfred gab den Matthias Sindelar und der Heinz den Anton Schall; der Alex stand wie der Torwächter Platzner, die Pässe waren die Geschichten und Witze, die Lästerungen die Schüsse aufs Tor. Die Pausenkabine meines Wunderteams war die kleine, zum Lokal hin offene, Kaffeeküche, dort herrschte ab fünf Uhr nachmittags die Gretel, die eigentlich Genoveva hieß, aber wir nennen alle unsere Kaffeehaus-Köchinnen Gretel. Diese da hat ein Spezialrezept für ihren Kaffee gehabt. Sie hat mich betrogen, indem sie heimlich einen halben Löffel mehr Kaffeepulver in den silberverchromten Kochautomaten geschüttet hat; sie hat den Gast betrogen, weil, es waren eine Prise Salz und ein Schuss Milch beim Schwarzen dabei, und sie hat sich selber strapaziert, indem sie in vielen kleinen Schwällen das kochende Wasser durchlaufen hat lassen, anstatt in einem einzigen großen. Diese Anstrengung und die betrügerische Heimlichkeit

waren die Würze in ihrem Kaffee. Sehr gelobt von allen, und wohl geheim gehalten von der Gretel. Ich hab mir nicht anmerken lassen, dass ich sowas durchschau. Hauptsache, ich hab gewusst, dass ich alles weiß – und war ansonsten großzügig. Das Volkscafé in der Hernalser Hauptstraße hat sie ja abwerben wollen – aber die Gretel ist bei mir geblieben, obwohl ich ihr und dem übrigen Personal regelmäßig einmal im Jahr gekündigt hab, dass sie Urlaub haben und sich erholen können – danach habe ich alle sofort wieder eingestellt. Darüber waren sie immer sehr froh, weil, es war ja Wirtschaftskrise, mit vielen, unendlich vielen, Arbeitslosen. Ich hab so über die dürrn Sommermonate, wenn meine wohlhabenden Stammgäste auf Sommerfrische waren, Geld gespart – nur eine Notversorgung gehabt – der Aufwartefrau ihr Kaffee war nicht besonders, und die jungen Aushilfskellner waren stocksteif – aber es sind ja nur ein paar alte Vetteln bei Kuchen und Tee bei mir gesessen, während vor den Fenstern das Trottoir heiß und leer war; und die Weiber haben das Nachlassen im Service nicht so gemerkt. Im Herbst war das Stammpersonal, glänzend erholt, zurück im Dienst und hoffnungsfroh. Und ich war abwechselnd stolz auf sie – und dann wieder im Geheimen grollend, wütend, auf der Hut.“

*(Und nun noch ein Ausschnitt, wie der Nationalsozialismus des Wiener Kaffeehaus erobert).*

„Dann kam der Tag, der sich so drängend angekündigt hatte. Es knisterte und flüsterte und murrte an allen Ecken. Schon von der Früh an war die Luft seltsam. Sie ist – wie soll ich sagen – geflossen. Sie war voller unsichtbarer und unhörbarer Nachrichten. Irgendwie haben alle alles gewusst – und wenn nicht, dann ist einer neben dir

gestanden und hat es dir unter vorgehaltener Hand herzugeredet. Ich hab ja ins Kaffeehaus gehen müssen, das seit sieben Uhr früh schon aufgesperrt gehabt hat. Aber später dann bin ich noch einmal hinaus auf die Jörgerstraße gegangen – dort waren Leute, wie man sie noch nie vorher gesehen hat. Die müssen von den Dörfern gekommen sein und aus St. Pölten oder Wiener Neustadt; schwere Schuhe haben sie angehabt, und Drillichhosen, und viele haben Uniformen getragen, Polizeimonturen, Armeeausrüstungen, Feuerwehranzüge ... Jeder, der eine Uniform besaß, hat sie auch getragen oder zumindest eine Armbinde. Die Leute haben alle eine Richtung gehabt – zur Inneren Stadt. Zum Ring sind sie gezogen. Es war ein Gehen und Strömen – ein Rauschen in der Luft – ein Klingen und Klappern und dann und wann ein Dröhnen, wenn Lastwägen mit Armbindenmännern vorbeigefahren sind. Und überall Hakenkreuzfahnen: bei den Marschierenden, auf den Häusern, vor den Geschäften, sogar auf den Straßenbahnen. Ein erregtes Flattern, rot und weiß und schwarzes Emblem im weißen Kreis. Feierlich. Und wie ich zurück bin in mein Kaffeehaus, hat sich auch dort ein Schwirren von Stimmen niedergelassen – nicht wie sonst ruhiges Raunen oder glückseliges Zwitschern, sondern eine aufgeregte Modulation. Die Ober, gegen die Garderobenständer gelehnt, plauderten laut zu den Gästen hinunter (immer keck, meine Kellner), die Gäste haben kreuz und quer über die Logen hinweg einander Meinungen zgedacht. Nur der Gerichtsrat am Tisch sieben, der war wie immer, hat drei Zeitungen vor sich gehabt, seine Schale Gold und ein Kipferl und hat sich ruhig in den Tag gelesen. Wir anderen waren angespannt angesichts der Größe der Geschichte, alle in nervöser Erwartung – wir haben ja nicht weggehen können, und unsere Gäste, die haben nicht weggehen wollen, weil sie gewusst haben, was immer auch

passiert, es wird im Kaffeehaus erscheinen und sich uns vorstellen. Denn, wie gesagt, Geschichte entsteht im Kaffeehaus, und die Geschichte kommt ins Kaffeehaus zurück. Und sie ist bei uns eingekehrt. Am Abend sind die Menschen feiern gegangen, überallhin und auch zu uns. Bei uns waren drei Tische besetzt mit Fliegeroffizieren. Sie bestellen Sekt und reden mit hartem Akzent und lärmend, und vor der dritten Runde ruft der Mann mit den meisten Orden: Sekt her, wir sind Kölner! Ha, denke ich, da ist er, der Anschluss, das Reich ist jetzt bei mir daheim. Aber der Alfred, der Zyniker, der Schmale und Flinke unter den Obern, der spielt den Überraschten, pflanzt sich vor den Herren auf, nicht in abgeknickter, horchender Kellnerhaltung, sondern von hoch oben zu den Sitzenden herunter sagt er: Da samma ja Landsleut! Ja wieso, meint der Offizier halb fragend, halb freudig. Weil, sagt der Alfred laut, i bin aa a Kölner ... und wie sie schon Luft holen zum Oh! Schreien, schäumt seine Stimme mitten hinein: Aber a Ober-Kölner. Dieser Falott, denke ich, das verzeih ich ihm nie, so den Flügelschlag der Geschichte zu stören. Doch da lachen die aus dem Altreich schon gutmütig auf, und die Welle schwappt durch das ganze Lokal und erfasst alle Gäste, die Stimmung geht hoch und das Plaudern klingelt unter der Saaldecke und die Pfropfen knallen. Dreißig Flaschen Sekt haben wir allein in dieser Nacht verkauft und erst nach fünf Uhr früh zugesperrt, nach einem Frühstück für alle. Also habe ich meinen Groll auf die Kellner erst einmal verschoben ... Denn es sind hernach viele Gäste gekommen. Die Illegalen aus dem Extrazimmer sind legal in meinen Fensterlogen gesessen und andere Leute, mit frischen Ämtern und Orden ebenfalls – alle waren wie zuhaus in der neuen Zeit. Und ich dachte bei mir, eine rasante Veränderung ist über mein liebes Museum der Lebenslänglichen gekommen. Der Kunsthändler ist

verschwunden, der Schlaflose auch, geblieben sind uns der Kren Franz, der Gerichtsrat und ein paar Herren außer Diensten - und die neuen Herren - aber die sollten noch für ihr Zutrauen bestraft werden. Und sogar ich erlebte eine Enttäuschung, wie ich sie mir nicht habe vorstellen können.“

Ich würde gerne hinausgehen, zum Wassertrinken, Hinlegen, Bauchstreicheln - aber ihre dunkle Stimme hält mich an Ort und Stelle, denn in der Regel zieht das Wort „enttäuscht“ einen Drachen von einer Geschichte hinter sich her ...

*( ... Und so entfaltet sich in der kleinen Geschichte eine große dunkle Zeit ... )*